

Clemens Lohmann:

Als Witta das Sagen hatte – Das Hessen-Bistum Büraburg

Der hier publizierte Text ist die schriftliche Fassung des Vortrags, den Clemens Lohmann, Historiker und Stadtarchivar a.D., im Rahmen des Tages des offenen Denkmals am 12. September 2021 in der Brigida-kapelle des Bürabergs gehalten hat.



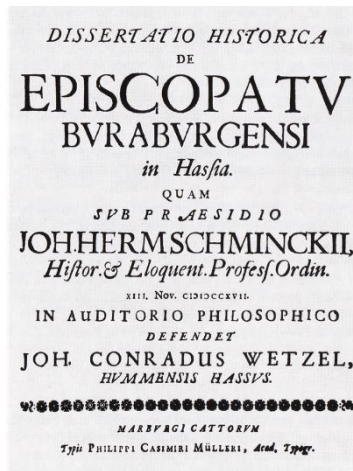
Ansichtskarte ca. 1920, Privatbesitz

Vorbemerkung:

Die Hessische Denkmalpflege hatte den Tag unter das Motto „Sein und Schein“ gestellt. Betrachten wir den ersten Teil des Mottos: Sein. Für die Brigidenkirche trifft dies nicht zu, sie ist real vorhanden. Auch der gesamte Komplex Büraberg ist real. Zum zweiten Teil des Mottos „Schein“ sei eine persönliche Bemerkung gestattet. Der Büraberg war und ist ein besonderer Ort – damals zu Zeiten des Heiligen Bonifatius wie auch heute. Diese besondere emotionale Tiefe spürt ein jeder, der den Berg hinaufwandert und dann hier oben am Heimkehrer-Kreuz in Richtung Fritzlar schaut und an das Werden und Vergehen der Generationen denkt. Meine früheste Erinnerung an den Büraberg beginnt mit meiner Zeit als Messdiener; und mit unseren Besuchern gehen wird immer wieder hier hoch, um diesen Platz zu zeigen, der anscheinend immer noch vom Geist der damaligen Missionare umweht wird. Ob ein Atheist oder Andersgläubiger ähnlich empfindet, vermag ich nicht zu sagen. Mir zumindest erscheint der Ort ein besonderer zu sein. Witta, die Hauptperson des Vortrags, ist nicht nur Schein, sondern ebenfalls real. Daher beginnen wir mit der Geschichte des Bürabergs.

Das Bistum Büraberg bestand von 741 – 748 und ist damit das wohl kurzlebigste der deutschen Kirchengeschichte. Seine Geschichte ist archivalisch nur schwer zu fassen, und meist sind Erkenntnisse nur indirekt zu erschließen. Trotzdem fand es bereits im 18. Jahrhundert das Interesse eines Wissenschaftlers, nämlich des Historikers und Professors an der Universität Marburg Johann Hermann

Schmincke, der von Landgraf Karl von Hessen mit der Erforschung der hessischen Frühgeschichte beauftragt war. Er veröffentlichte 1717 seine philosophische Dissertation „De episcopatu Burabergensi in Hassia“.



Titelbild der Dissertation. vgl. Norbert Wand: Der Büraberg bei Fritzlar, Kassel 1974, S. 18

Schmincke standen bereits historische Quellen zur Verfügung, wie z. B. die Briefe des Bonifatius, aber erst seit der Gründung des sich bis heute hinziehenden Editionswerkes der MGH, der Monumenta Germanica Historica zu Beginn des 19. Jahrhunderts besserte sich die Quellenlage von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Franz Flakamp, Münsteraner Historiker und Archivar, er lebte von 1890 bis 1985, konnte in seiner Schrift „Das Hessen-Bistum Büraburg“ von 1927 auf weitere Quelleneditionen zurückgreifen, aber auch auf zahlreiche Sekundärliteratur zur mittelalterlichen Kirchengeschichte, speziell zu Bonifatius und zur Geschichte der Gründung mittelalterlicher Bistümer als Ende einer Mission und Anfang einer Kirche, wie es Flakamp formulierte. Diese Forschungen finden heute in dem seit 100 Jahren bestehenden Forschungsvorhaben „Germania sacra“ ihre Fortsetzung. „Germania sacra“ heißt „Geheiligtetes Deutschland“. Auch Flakamp verstand seine Abhandlung über das Hessen-Bistum Büraburg als Beitrag zur „Germania sacra“, was ihm anscheinend sehr wichtig war, denn so untertitelte er seinen Aufsatz.

Die weltliche „Großwetterlage“ im 8. Jahrhundert

Das 8. Jahrhundert ist geprägt als eine Phase des Übergangs der politischen Macht vom Geschlecht der Merowinger hin zu den Karolingern. Bis zum Abschluss dieses Übergangs regierten die sogenannten Hausmeier (lat. major domus), also jene Personen, die die obersten Hof- und Staatsbeamten waren. Waren sie ursprünglich nur Vorsteher der königlichen Güter, wurden sie bald Anführer der berittenen königlichen Gefolgschaft, übernahmen die Leitung der königlichen Güter, waren Anführer der Lehensleute des Königs, waren oberste Gerichtsbeamte. Sie wuchsen angesichts der politischen und moralischen Schwäche der Merowinger in diese Positionen hinein. Als die eigentlichen Herrscher waren sie es, die die Politik leiteten und letztlich den Anspruch erhoben nach dem Vorbild der Könige, auf Ererblichkeit ihres Amtes. Für uns sind heute zwei Hausmeier wichtig: Karl Martell (714 – 741) und Pippin „Der Kleine“ (741 – 768) auch „Der Jüngere“ genannt.

Karl Martell – der Hammer, diesen Beinamen erhielt er erst im 9. Jahrhundert, gehörte dem Adelsgeschlecht der Karolinger an, dessen Stammvater Bischof Arnolf von Metz (614 – 629) war. Abgekürzt – sonst würde es nur verwirren – kann man den Gang der Dinge so formulieren: Karl gelang es, sich innerhalb von zwei Jahren, also von 714 bis 716, gegen rivalisierende Stammesfürsten durchzusetzen. In den folgenden Jahren von 717 bis 724 schaffte er es, die fränkische und ich sage jetzt schon mal

karolingische Oberhoheit u.a. über die Friesen wiederherzustellen und die Sachsen immer wieder über die Weser zurückzudrängen. Hier wird die Bollwerk- und Schutzfunktion der Büraburg im militärisch umstrittenen Grenzgebiet zwischen Sachsen und Franken deutlich, die sie erst weit nach 800 nach den siegreichen Sachsenfeldzügen Karls des Großen verlor – aber das liegt zeitlich außerhalb unseres Betrachtungszeitraums. Deutlich wird hier ein Aspekt bzw. Motiv des bonifatianischen Missionswerkes in unserer Region. Der fränkische Staat hatte ein Interesse daran, die kriegerischen Chatten, die schon den Römern große Probleme bereitet hatten und räumlich angrenzend die gleichfalls kriegslüsternen Sachsen zu pazifizieren, und die Kirche hatte ein Interesse daran, diese Stämme zu christianisieren. Aber wird weiter unten noch einmal deutlich im Zusammenhang mit dem Missionswerk des Bonifatius und dem Einsetzen eines Bischofs auf dem Büraberg. Zurück zur „Großwetterlage“: Die schwerste Bewährungsprobe musste Karl bestehen, als die arabisch-islamische Invasion das Frankenreich bedrohte. Die Araber hatten, über Gibraltar kommend, 711 das spanische Westgotenreich vernichtet, waren weiter nach Norden vorgestoßen und überschritten 720 die Pyrenäen. 732 kam es nördlich von Poitiers in der Nähe von Tours, der Stadt des Heiligen Martin, zur Entscheidungsschlacht. Die muslimischen Truppen wurden geschlagen, ihr Heerführer kam zu Tode. Burgund, die Provence und Aquitanien wurden zurückerobert und an das Frankenreich angeschlossen. Die Schlacht zwischen Poitiers und Tour war zwar nur eine unter mehreren militärischen Entscheidungen zwischen dem Frankenreich und der islamischen Welt, aber sie markierte dennoch eine welthistorische Wende: Der Vormarsch islamischer Macht ins Herz des werdenden Europa hinein war zum Stehen gebracht worden und unter Karl Martells Enkel, Karl dem Großen, bildete sich innerhalb des karolingischen Großreiches endgültig die europäische Völkergemeinschaft; der eigenständige nicht-muslimische Entwicklungsgang Europas blieb seit 732 für lange Zeit gesichert. Erst 1529 bzw. 1683 bedrohten wieder muslimische Invasionsheere Europa, als sie vor Wien standen. Ähnlich erfolgreich wie Karl Martell war übrigens fast zeitgleich der oströmische Kaiser Leo III., der erfolgreich 717/18 Konstantinopel gegen den Ansturm der arabisch-muslimischen Weltmacht, deren Herrschaft vom Indus bis an den Atlantik reichte, verteidigte. Man kann davon ausgehen, dass Bonifatius von diesen Großereignissen wusste, die, wären sie für das Christentum negativ verlaufen, hätten also Karl und Leo die Schlachten verloren und die Muslime wären weiter nach Norden vorgedrungen, sein Missionswerk und das seiner irischschottischen Vorgänger durchaus hätten gefährden können. Von 733 – 737 musste Karl sich erneut mit der Unterwerfung der Friesen befassen, die ihm gelang, als er sie gleichzeitig von der See- und Landseite her angriff und nach dem Sieg alle Gräueltaten eines Vertilgungskrieges über sie verhängte. Im Oktober 741 verstarb Karl Martell, 50 Jahre alt, gern in früheren Geschichtsbüchern als einer der gewaltigsten Männer, welche das Abendland hervorgebracht hat, verklärt.

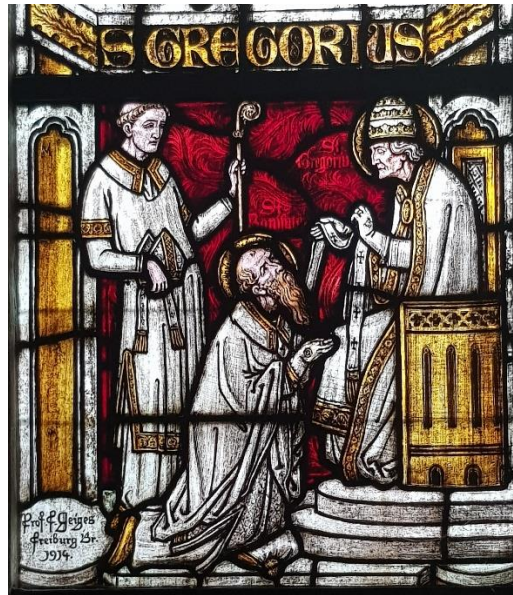
Für die Zeit der Existenz des Bistums Büraburg ist noch ein weiterer Hausmeier und seine Politik in der politischen Großwetterlage interessant, nämlich Pippin der Jüngere. Karl Martell hatte die Verwaltung des Reiches unter seinen Söhnen Karlmann, Pippin und Grippa aufgeteilt. Diesen ließen Karlmann und Pippin nicht erben und setzten ihn in einem Kloster in den Ardennen fest. Um ihre Macht zu sichern, mussten sie verschiedene Stammesherrn unter ihre Botmäßigkeit zwingen, u.a. die Bayern, niemals ohne Blutvergießen. Karlmann hatte diese Gewalt offenbar satt und zog sich in das Kloster Monte Cassino als dienender Mönch zurück. Pippin war nun Alleinherrscher im Frankenreich und festigte diese Stellung, in dem er mit dem Papsttum kooperierte. Die Karolinger waren ja noch nicht als Herrschaftsgeschlecht inthronisiert. Im März 751 berief Pippin alle fränkischen Großen nach Soissons zur Versammlung. Sie erhoben ihn im Einverständnis mit Papst Zacharias zum König. Der Erzbischof von Mainz, der Heilige Bonifatius salbte den nach altgermanischem Recht Gewählten und erhöhte durch diese kirchliche Weihe, die zwei Jahre danach Papst Stephan III. wiederholte, das Ansehen des neuen Königs bei den Franken und den anderen Völkern beträchtlich. Im Mittelalter galt das Prinzip „do ut des“, ich gebe, du gibst. Der Papst hatte Pippin zu einer geweihten Machtstellung verholfen und erwartete eine Gegenleistung. Diese stattete Pippin ab durch sein Einschreiten gegen die Langobarden,

die das Papsttum bedrohten. Zwei Kriegszüge musste Pippin unternehmen und über die Alpen ziehen, um sie zu besiegen. Pippin erzwang Gebietsabtretungen und dies ist jetzt sehr wichtig, denn die Folgen können wir heute noch besichtigen oder besehen – ich würde ihnen das sonst nicht erzählen – führten zur Bildung des Kirchenstaates, der bis 1870 bestand und heute noch als Vatikanstadt besteht. In der Geschichtsschreibung nennt man dies die „Pippin'sche Schenkung“.

Das Missionswerk des Heiligen Bonifatius

Abseits dieser ja letztlich dramatischen Ereignisse vollzog sich die Missionierung des bairischen, des alemannischen sprich baden-württembergischen, des hessisch-thüringischen und des mainfränkischen Raumes. Der Missionierung der Angelsachsen unter Bonifatius war eine Missionierungswelle durch Iroschottische Mönche vorausgegangen. Zu nennen wären Columban und Gallus. Sie brachten den Alemannen (Gründung des Klosters St. Gallen), Kilian den Mainfranken und Thüringern das Evangelium, während bereits ein Angelsachse namens Willibrord unter den Friesen wirkte. Die Iroschotten legten Wert auf das Glaubensvorbild, gründeten Klöster, bauten kleine Kirchen, wie die Brigidakirche, wollten im Einzelgespräch überzeugen. An dieser Stelle ist es vielleicht notwendig, sich die Ausgangssituation eines iroschottischen und dann später auch eines angelsächsischen Mönchs, wie Bonifatius, zu vergegenwärtigen. Bei der Missionierung in Germanien begegneten sich quasi zwei Welten: nämlich die der im wesentlichen schriftunkundigen Germanen und die der in römischer Bildungstradition aufgewachsenen Missionare. Es war ein Zusammenprall zweier Welten, ein „clash of cultures“. Es galt, eine Religion zu verbreiten, die der Hochkultur der antiken Welt entstammte, über eine lang entwickelte Schriftlichkeit verfügte und Nachdenken voraussetzte. Kurz gesagt: Die Missionare konnten mit den zu missionierenden Völkern nicht diskutieren, wie Jesus es mit den Schriftgelehrten im Tempel getan hatte. Langwierige theologische Traktate waren fehl am Platz; stattdessen war die Bildhaftigkeit der Sprache gefragt, um gegen die Götzenbilder der Germanen vorgehen zu können. Das war dann später die Fällung der Donareiche – ein spektakulärer Überraschungsmoment! Darüber hinaus kleideten und benahmen sich die irischen Mönche aus der Sicht der Germanen merkwürdig. Sie ließen sich alle Haare, die von der Kopfmittle nach vorne fallen rasierten sie sich ab und alle die von der Kopfmittle nach hinten fallen ließen sie wachsen bis zum Po. Singend oder Gebete murmelnd, in langen Gewändern gekleidet, kamen sie durch die dichten Wälder, ein Glöckchen in der Hand, mit dem sie bimmelten, da haben die Germanen salopp formuliert gedacht: Was sind denn das für welche? Zu bedenken ist auch: Ein Germane kämpft mit dem Schwert. Da müssen Entscheidungen fallen. Entweder der oder ich. Um so jemanden von einem neuen Glauben zu überzeugen, mussten sie ihm beweisen, dass ihr Gott stärker ist als seiner. Und da sind wir wieder bei Bonifatius: Das war dann eben die Fällung der Donareiche, denn es kam kein Blitz vom Himmel, der ihn erschlug. Der christliche Gott war der stärkere. Während, wie oben schon gesagt, die Iroschotten den Wert auf das persönliche Gespräch legten, setzte Bonifatius auf die Massentaufe. Eine solche Massentaufe war aber nur eine äußerliche Bekehrung. Das heißt, die Taufe ging der Unterweisung und persönlichen Verinnerlichung voraus. Das Problematische einer nur äußerlichen Bekehrung war den aufgeschlossenen christlichen Zeitgenossen durchaus bewusst. Alquin, ein Verwandter und Biograph Willibrords – Willibrord war ein Weggefährte von Bonifatius – schrieb 796 an Bischof Arn von Salzburg: „Zur Taufe kann man Menschen zwingen, aber nicht zum Glauben.“ Damit die Verbreitung des Christentums nicht wieder im Sande verlief und ein Rückfall in das Heidentum erfolgte, musste Bonifatius also dafür sorgen, dass der äußerlichen Bekehrung nicht nur die innere folgte, sondern dass die eigentliche Missionierung auch nachhaltig in Schwung kam. Das heißt: Zur Zeit des Bonifatius war die angelsächsische Kirche eine sehr stark Rom-orientierte Kirche, während sich die iroschottische Kirche sozusagen als Nationalkirche verstand, mit dem Papst als Oberhaupt. Der katholische Theologe und Gymnasialprofessor Johannes Bumüller schreibt: „Die angelsächsischen Missionare wirkten deshalb so erfolgreich für alle Zukunft, weil sie nicht wie die früheren ...

Glaubensboten, vereinzelte Stiftungen schufen, die ohne gegenseitigen Halt rasch verfielen, sondern im engsten Bunde mit Rom eine feste kirchliche Organisation begründeten, die alle Stürme der späteren Zeit überdauerte.“ Konsequenterweise begab sich Bonifatius auf seine erste Romreise und empfing mit dem Segen Papst Gregors II. am 15. Mai 719 den Missionsbrief für Germanien. Nach ersten Missionserfolgen, u.a. unterstützte er den Heiligen Willibrord am Rhein, unternahm er eine zweite Romreise und wurde vom Papst zum Bischof in Germanien ohne bestimmten Sitz - zum Bischof zbV.- ernannt.



Links: Papst Gregor in vollem Ornat mit Tiara; rechts: Papst Gregor übergibt Bonifatius das Pallium. Sankt Petri-Dom, südliches Seitenschiff. Fotos: Dagmar Lohmann

Mit dieser Ernennung begann Bonifatius – mit einem Schutzbrief Karl Martells versehen – erneut sein Missionswerk in Hessen und später in Thüringen. Dieser Schutzbrief war die Grundlage für das oben schon angedeutete Zusammenspiel zwischen Staat und Kirche zu beiderseitigem Vorteil. Der Schutzbrief verpflichtete alle militärischen Kommandeure Bonifatius bei seinem Missionswerk zu unterstützen. Das bedeutete ganz konkret: Im Schutz der Truppen der Büraburg – diese begleiteten ihn - ging er von der Büraburg hinab ins Edertal, auf der gegenüberliegenden Seite wieder hoch – heute die Fritzlarer Seite – und fällte die Donareiche. Wie gesagt: Im Schutz der Truppen der Büraburg. Sonst wäre er wahrscheinlich schon im Herbst 723 getötet worden, als Frevler, der den Chatten ihr Heiligtum nimmt – wie es ihm ja dann 754 bei den Friesen ergeht. Die tragende Verbindung zwischen Staat und Kirche - von Bonifatius eingeführt - wird jetzt zum Prinzip bei den weitergehenden Missionierungen, z. B. bei der Sachsenunterwerfung unter Karl dem Großen. – Übrigens sehr schön dargestellt während der großen Ausstellung in Paderborn „Credo – Ich glaube“ im Jahre 2013. Bonifatius wusste – wie schon oben ausgeführt – dass alle seine Mühen und die seiner Mitstreiter und Mitstreiterinnen um die Christianisierung nur dann von Dauer sein würden, wenn er nicht nur Kirchen bauen und Klöster gründen würde, sondern wenn er diese auch in eine straffe Organisation einbinden würde. Bonifatius gründete Bistümer und handelte dabei im besonderen Auftrag auch und gerade des Papstes, der ihm in einem Brief mitteilt „Wo Du es für notwendig findest, dort weihe als unser Stellvertreter Bischöfe.“ So gründete Bonifatius u. a. das Bistum Buriaburg im Jahre 741.

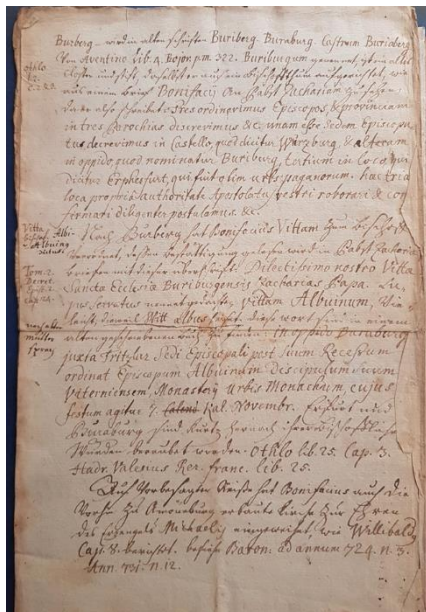
Das Bistum Büraburg und Witta

Mit der Gründung des Bistums Buriaburg, des Bistums Erfurt und des Bistums Wuriaburg(Würzburg) vollendet Bonifatius organisatorisch sein Missionswerk in Nordhessen, Westthüringen und Mainfranken. Dabei dachte er praktisch im Sinne der angestrebten Kontinuität und Stabilität, denn –wie schon gesagt – das Christentum als Volksreligion stellte sich nicht von allein ein; er errichtete die Bistümer dort, wo sie sicher waren, also in der Festung Buriaburg und nicht in dem unbefestigten Fritzlar mit seinem Benediktinerkloster und ein paar Häusern, in der Festung Wuriaburg usw. Die Errichtung des Bistums Buriaburg 741 – nach Meinung anderer Historiker 742 – erfolgte nach einem Briefwechsel mit Papst Zacharias. Bonifatius meldete dann nach Rom, er habe gehandelt nach der Weisung „Weihe Bischöfe in unserem Namen“ und ein Bistum eingerichtet „in oppido, quod nominator Buraburg“. Das Wort „oppidum“ bedeutet eigentlich „Stadt“. Nach kanonischer Vorschrift, also nach dem Kirchenrecht, durften Bistümer nicht in Dörfern oder Kleinstädten eingerichtet werden. Nun hatte natürlich ein Römer völlig andere Vorstellungen von einer Stadt. Im Mittelmeerraum lebte man schon seit Jahrhunderten in urbanen Agglomerationen, während der Germanen (sprich Deutsche) sein freistehendes Einfamilienhaus liebte, also mehr eine dörfliche Struktur favorisierte. Vielleicht war Bonifatius – vorsichtig formuliert – von einer leichten Schlitzohrigkeit beseelt, dass er einfach davon ausging, dass nie ein vornehmer römischer Legat sich auf den beschwerlichen Weg über die Alpen, quasi Hannibal rückwärts, in das tiefe dunkle Germanien aufmachen würde – wo schon ganze Legionen verschwunden waren – um zu überprüfen, ob das Kriterium „oppidum“ auch zutreffe. Der Historiker Franz Flaskamp schreibt: „Die Kirche als Rechtsordnung lebt aus Vergangenheit. In alten Tagen aber hatte das Christentum stadtweise sich ausgebreitet: Jerusalem, Antiochien, Byzanz, Alexandrien hatten im Osten, Rom dann im Westen geführt. Städte allein waren lange Sitze der Bischöfe geblieben....Christentum und Kirche sollten urban bleiben und nicht verbauern. Dieser Vorschrift entsprach nun der Platz Buriaburg am allerwenigsten. Aber die fremde Amtssprache kam dem Vorhaben zu statten. Die Benennung „oppidum“ muss in Rom einen Eindruck bewirkt, eine Vorstellung erweckt haben, die viel grösser war als die Stätte, die so genannt wurde. Ohne diese Sinnverwirrung würde der vorgesehene hessische Bischofssitz kaum gefallen haben.“



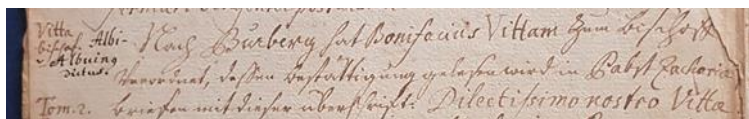
Witta, rechts knieend, wird von Bonifatius zum Bischof ernannt.

Sankt Petri-Dom Fritzlar, südliches Seitenschiff; Foto Dagmar Lohmann



aus: Annalen von Fritzlar von 716 bis 1729, Verfasser: Johann Philipp von Speckmann. Original Dombibliothek. Foto: Dagmar Lohmann

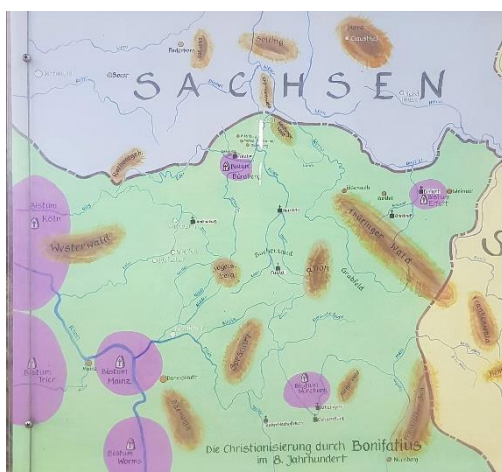
Ausschnitt:



Transkription:

Nach Burberg hat Bonifacius Vittam zum Bischof verordnet, dessen Bestätigung gelesen wird in Papst Zacharias Briefen mit dieser Überschrift Dilectissimo nostro Vitta.

Die Grenzen des Bistums Büraburg lassen sich nur ungefähr bestimmen: Es wird als westlichen Punkt wahrscheinlich bis nach Amöneburg gereicht haben. Nach Norden und Nordosten dürfte die Grenze in dem Raum zwischen der Grenzfestung Büraburg und der ca. 45 km. entfernten sächsischen Festung Eresburg an der Diemel zu suchen sein. Nach Osten und Süden werden die gleichzeitig mit Büraburg eingerichteten Bistümer Erfurt und Würzburg und deren Grenzen die Ausdehnung bestimmt haben.



Die Karte zeigt das bonifatianische Missionswerk und die Nähe zu den heidnischen Sachsen. Sie befindet sich im obersten Stockwerk des Grauen Turms.

Foto: Dagmar Lohmann

Auch über Witta, den ersten und einzigen Bischof des Bistums wüssten wir gern mehr. Man vermutet seine Heimat im sächsischen Süden, nicht im englischen Norden. Es dürfte darüber hinaus ein Benediktinerkloster, z.B. Wessex, gewesen sein, indem Witta seine Erziehung und Ausbildung erhalten hat. Auch sein Alter lässt sich nicht festlegen. Wenn man davon ausgeht, dass noch immer die Regel bzw. Vorschrift galt, zum Bischof kann nur geweiht werden, wer das 50. Lebensjahr erreicht hat und man nimmt das Jahr 740 als 50. Lebensjahr an, dann wäre er in der letzten Dekade des 7. Jahrhunderts geboren worden. Allerdings hatte sich ab dem 6. Jahrhundert auch die „Sitte“ oder Unsitte durchgesetzt, dass schon das 30. Lebensjahr ausreichte, um Bischof werden zu können. In diesem Falle könnte er erst nach 700 geboren worden sein. Witta lässt sich urkundlich erstmals fassen, als er – bereits Bischof – bei der Weihe Wilbalds zum Thüringerbischof am 21./22. Oktober in Sulzenbrücken bei Erfurt anwesend war.



Witta als segnender Bischof dargestellt; Sankt Petr-Dom, südliches Seitenschiff. Foto: Dagmar Lohmann

In Erscheinung trat er dann erneut auf dem „concilium germanicum“, abgehalten am 21. April 742, wahrscheinlicher ist das Jahr 743 und am 1. März 743 – nach anderer Lehrmeinung 744 – auf der Synode von Estinnes. Das „concilium germanicum“ war von dem Hausmeier Karlmann – uns ja bereits bekannt – einberufen worden. Erzbischof Bonifatius nahm als Berater Karlmanns teil. Neben ihm und Witta waren aber nur sechs weitere reformbereite Bischöfe erschienen. Der Austragungsort des Konzils ist unbekannt. Neben Witta waren Burkard (Würzburg), Regenfried (Köln), Willibald (Eichstätt), Dadanus (Erfurt) und Edda (Straßburg) anwesend. Die gefassten Beschlüsse, die Karlmann als Gesetz verkündete, gelten noch heute. Es sind dies: Verbot des Waffentragens für den Klerus. An jedem Gründonnerstag soll eine Messe stattfinden, in der der Bischof die heiligen Öle weiht, die für alle Pfarreien seines Bistums bei ihm abgeholt werden müssen. Alle Priester müssen einmal jährlich in der Fastenzeit gegenüber ihrem Bischof Rechenschaft ablegen über ihre Lebens- und Amtsführung. Jeder Bischof war zu Visitationsreisen durch seine Pfarrei verpflichtet, während der er die Firmungen vorzunehmen hatte. Seitdem gibt es auch die Institution des Weihbischofs zur Unterstützung des Bischofs. Auf der Synode von Estinnes – es ist dies ein Ort im Hennegau in Wallonien, Belgien – wurden die Beschlüsse des „concilium germanicum“ bekräftigt, insbesondere die Benediktinerregel für die Klöster. Für den bereits zitierten Münsteraner Historiker Flaskamp ist klar, dass Witta als treuer Gefolgsmann von Bonifatius auf den beiden Synoden nicht einfach nur dabei gesessen hat, sondern sich, wie es heutzutage so schön heißt, auch eingebracht hat. Er schreibt: „So begegnet Witta denn auf den Kirchentagen vom

21. April 742 und 1. März 743 zu Estinnes im Hennegau; ihre Ergebnisse sind als auch sein Werk zu erachten.“ Nach 747 ist Bischof Witta urkundlich, d.h. quellenmäßig, nicht mehr zu fassen. Über seine Amtsführung, also über die Zahl seiner Taufen, Firmungen, Segnungen und Weihen oder andere Bereiche der Bistumsführung wissen wir nichts. Die historische Forschung heute geht davon aus, dass Witta 746 oder 747 starb und Bonifatius selbst – nunmehr Bischof von Mainz – die Einverleibung des Bistums Büraburg in seine Diözese vorantrieb, die sein Nachfolger Lul dann abschloss. Lul bezog auch Erfurt mit ein, sodass beide bonifatianischen Missionsgebiete von Mainz eingezogen waren. So fasste das Bistum Mainz territorial in Nordhessen und Westthüringen Fuß und gelangte in Positionen, die, wie es Nobert Wand – den viele von Ihnen vielleicht noch kennen sein Grab ist hier oben – formulierte, für das weitere Schicksal Hessens bis in die beginnende Neuzeit bestimmend wurden.



Reliquienruhe aus dem 14. Jahrhundert.
Quelle: Katholische Kirchengemeinde

Die zweite Figur von links stellt möglicherweise Bischof Witta dar.

Ausblick

In der historischen Forschung wird manchmal davon gesprochen, dass ein Chorbischof Megingoz, möglicherweise Abt des Benediktinerklosters in Fritzlar, zweiter Bischof von Büraburg wurde, aber das Bistumsamt nie angetreten habe und die Rechte eines Bistums in Form eines Archidiakonates auf die Fritzlarer St. Petri – Kirche übertragen habe. Ein Chorbischof ist ein untergeordneter Bischof, aus dem irischschottischen Missionssystem erwachsen. Im Frankenreich wurde der Titel ab dem 9. Jahrhundert nur noch für Inhaber von Archidiakonaten verwendet. Archidiakonate waren eine Art kontrollierende und verwaltende Zwischeninstanz zwischen Bistum und Dekanat. Das Archidiakonat Fritzlar bzw. das Archidiakonat St. Petri Stift Fritzlar bestand bis zur Auflösung desselben 1803 im Zuge des Reichsdeputationshauptschlusses. Das 1000 jährige Bestehen des Archidiakonates Fritzlar als „Quasi-Bistum“ führte u. a. zu der lokalen Tradition, die frühere Stiftskirche und heutige Pfarrkirche St. Petri mit dem Beinamen „Dom“ zu versehen, obwohl nie ein Bischof in Fritzlar amtierte. Für die St. Brigidakirche bedeutete das Ende des Bistums Büraburg letztlich, auf die Ebene einer Pfarrkirche herabzusinken. Schon Anfang des 14. Jahrhunderts waren nur noch der Pfarrer und der Küster auf dem Büraberg sesshaft. Nach dem 30jährigen Krieg, in dem die Kirche durch protestantisch-hessische Truppen schwer beschädigt worden war, wurden die Gottesdienste eingestellt und die Kirche als Wohn- und Wirtschaftsraum einem, wie es heißt, „Landmann“ überlassen. Heute ist St. Brigida Begräbniskirche für Ungedanken und Rothelmshausen und seit 1737 Wallfahrtskirche. Vertraut man dem lexikalischen

